Geboren, geschöppelt, gebildet?

Kinder sind unsere Zukunft, und sie haben ein Recht auf Bildung. Diese beginnt mit dem ersten Schultag, mit dem Schulthek (heute eher mit dem Rucksack), dem Etui, Büchern und Heften. Die Zeit vor der Einschulung – frühe Kindheit und Vorschule – hat bis vor kurzem als bildungsfreien Schonraum gegolten. Dies deshalb, weil unser Verständnis lange Jahre von der Vorstellung unseres weltberühmten Schweizer Entwicklungspsychologen Jean Piaget geprägt war, wonach ein Säugling noch nicht denken könne und Vorschulkinder zuerst bestimmte Entwicklungsstufen erreichen müssten, bevor sie zum Erwerb geistiger Operationen überhaupt fähig seien.

Das Blatt hat sich inzwischen gründlich gewendet. Gleich nach der Veröffentlichung der PISA-Studie, welche der Schweiz lediglich mittelmässige Ergebnisse in den Kompetenzbereichen Lesen und Mathematik bescheinigt hatte, wurde eine klare, bildungspolitische Antwort gefunden: die Ursache war die im internationalen Vergleich zu späte Einschulung und die Lösung die Grund- und Basisstufe, welche Kindergarten und erste resp. erste und zweite Klasse zu einer neuen Schuleingangsstufe vereint und Lesen- und Rechnenlernen schon ab vier Jahren ermöglicht. Aus wissenschaftlicher Sicht ist es zwar nicht ganz nachvollziehbar, wieso die Lösung gerade in der früheren Einschulung liegen soll. Sie garantiert ja noch lange nicht, dass aus einem «früher» automatisch ein späteres «besser» wird. Möglich wäre eine solche Garantie nur, wenn damit eine kontinuierlich hohe Leistungsmotivation und Schulfreude verbunden wären. Unseren Bildungspolitikerinnen und -politikern ist aber trotzdem zu danken. Sie sind es, welche mit dieser PISA-Interpretation auch in unserem Land eine längst fällige Diskussion angekurbelt haben.

Damit jedoch scheint Piaget ausgedient zu haben. Frühkindliche Bildung wird heute weit stärker mit der Hirnforschung legitimiert als mit Piaget. In der Tat ist die Hirnforschung ein faszinierendes neues Wissenschaftsfeld. Drei ihrer vielen Botschaften sind mit Sicherheit sehr bedeutsam für die frühkindliche Bildung: erstens, dass wir die geistige Leistungsfähigkeit unserer kleinen Kinder bislang stark unterschätzt haben, zweitens, dass die Sinnesorgane – gesunde Augen und Ohren – besonders wichtig sind für eine gute Entwicklung und drittens, dass die Lernumwelt anregend und anspruchsvoll sein soll. Selbstverständlich ist auch das Argument gewichtig, dass sich in den ersten Lebensjahren die Verbindung der Nervenzellen im Gehirn in weit höherem Masse verdichten als in späteren Jahren und die Lernkapazität in dieser Zeit deshalb besonders gross ist. Aber es verdeckt die Tatsache, dass es daneben auch ein stark reifungsabhängiges Lernen gibt, das Piaget immer wieder betont hat. Sauberkeitstraining beispielsweise ist erst möglich, nachdem sich bestimmte Nervenverbindungen herausgebildet haben. Insgesamt sind viele Erkenntnisse der

Hirnforschung noch ungesichert, so dass eine angemessene Zurückhaltung der Diskussion am meisten dient.

Wie kann sich die Schweiz in der internationalen Diskussion um die frühkindliche Bildung positionieren? Ein Blick in die bildungspolitischen Agenden zeigt: auch hier sind wir nur Mittelmass. In Ländern wie England, Frankreich, USA, Holland oder Skandinavien hat die frühkindliche Bildung in Bildungspolitik und Forschung Tradition, und auch in Deutschland ist sie in den letzten Jahren zu einem Top-Thema geworden. Grosse Firmen wie McKinsey («McKinsey bildet: Frühkindliche Bildung») und Stiftungen wie die Naumann-Stiftung («Frühkindliche Bildung - Grundlage einer zukunftsfähigen Gesellschaft») oder die Bertelsmann-Stiftung («Kinder-früher-fördern») aber auch Deutsche Arbeitgeberverbände («Bessere Bildungschancen durch frühere Förderung») zeigen sowohl in finanzieller als auch in ideeller Hinsicht ein grosses Engagement. In der Schweiz ist ein solches Engagement bislang ausgeblieben, zumal sich die Diskussion auch fast ausschliesslich auf die Schuleingangsstufe konzentriert – die frühe Kindheit ist unangetastet geblieben. Allerdings ist die Schweizer UNESCO-Kommission aktuell daran, die Thematik auch hierzulande zu lancieren.

Frühkindliche Bildung hat einen hohen gesellschaftspolitischen Stellenwert. Es gibt mindestens drei Gründe, die sie legitimieren: Der erste Punkt betrifft die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Angesichts des zunehmenden Fachkräftemangels in Wirtschaft und Industrie und der Tatsache, dass das Qualifikationsniveau der jungen Frauen dasjenige der Männer überholt, bekommt die (qualifizierte) weibliche Arbeitskraft zukünftig eine immer wichtigere Bedeutung. Damit Frauen berufstätig bleiben können, brauchen wir eine fundierte Familien- und Krippenpolitik. Dieser Bedarf ist von Bundesrätin Doris Leuthard bereits erkannt und in Lösungen überführt worden. Trotzdem konzentriert sich die aktuelle Diskussion zu stark auf die Gleichung Krippe=Familienersatz=Betreuung. Der Bildungsgedanke bleibt unerwähnt. Der zweite Beweggrund hängt eng damit zusammen: die Demografie. Wir können die Hiobs-Botschaft zwar schon fast nicht mehr hören, dass wir Schweizer vielleicht aussterben, wenn jede Frau durchschnittlich nur noch 1.5 Kinder zur Welt bringt und dass wir total vergreisen, weil der Anteil der über Sechzigjährigen massiv im Steigen begriffen ist. Not tun somit nicht nur Investitionen in die Familienpolitik, sondern ebenso in die Kinder- und Nachwuchsförderung. Das heisst, dass wir unseren Nachwuchs früh, anders und besser bilden, fördern und qualifizieren müssen, damit wir im globalen Wettbewerb der Wissensgesellschaft bestehen können. Eine lediglich frühere Einschulung kann *nicht* die Lösung sein. Dies führt mich zum dritten, aus meiner wissenschaftlichen Perspektive wichtigsten Punkt: Er ist sowohl Herzstück als auch Legitimation für die frühkindliche Bildung und macht sie zu einer vordringlichen gesellschafts- und bildungspolitischen Aufgabe: Die PISA-Studie hat uns nämlich auch einen an sich unangenehmen Sachverhalt präsentiert, den wir jedoch erstaunlich nüchtern zur Kenntnis genommen haben: die Tatsache, dass wir im internationalen Vergleich zu den drei Ländern mit dem sozial ungerechtesten Bildungssystem gehören. Wie in Belgien und Deutschland ist es bei uns vor allem die

soziale Herkunft, die den Bildungserfolg bestimmt und weit weniger die Intelligenz oder die Leistung. Verschiedene Untersuchungen zeigen beispielsweise, dass Kinder in der Schweiz sowohl bei Eintritt in den Kindergarten als auch in die Schule höchst unterschiedliche Startchancen haben, weil viele Entwicklungen, sei es im intellektuellen, sozialen oder emotionalen Bereich, sehr früh festgelegt werden und lange vor Schuleintritt wirksam sind. Das heisst, dass Fähigkeiten bereits im Vorschulalter so stabil sind, dass man den weiteren Entwicklungsverlauf dieser Kinder bis ins Erwachsenenalter voraussagen kann. Es gilt somit das Matthäus-Prinzip: ‚Wer hat, dem wird gegeben.‘ Wer bei Schuleintritt gute Startchancen hat, wird auch später erfolgreich sein, wem dieser Start weniger gut gelingt, wird während der ganzen Schullaufbahn mit dem Aufholen beschäftigt sein. Diese ungleichen Startchancen sind *die* grosse Ungerechtigkeit unseres Schweizer Bildungssystems. Startchancengleichheit zu schaffen bedeutet deshalb nicht, die Schuleingangsstufe inklusive Kindergarten zu reformieren und noch mehr Stütz- und Förderangebote für Kinder mit Sprachschwierigkeiten und/oder mit Minoritätshintergrund anzubieten, sondern den Blick auf die frühe Kindheit und die ihr adäquaten Fördermöglichkeiten zu lenken. Die ersten Lebensjahre sind die kritischste Phase für die intellektuelle, kognitive und sozio-emotionale Entwicklung eines Kindes. Hier wird der Grundstein für den späteren Bildungs- und Lebenserfolg gelegt. Was hier unterlassen wird, kann später nur mit grossem Aufwand aufgeholt werden. Deshalb kommt Bildungsprozessen in den ersten Lebensjahren eine grundlegende Bedeutung zu. Dies gilt sowohl für Kinder mit förderlichen als auch mit ungünstigen familiären Hintergründen.

Nach all dem Gesagten steht fest: Die bildungspolitische Antwort auf PISA und auf die Herausforderungen unserer Wissensgesellschaft kann nicht einfach ‚frühere Einschulung‘ heissen. Es ist nicht damit getan, lediglich die schulischen Bildungsangebote vorzuverlagern, damit Drei- und Vierjährige schon lesen und rechnen lernen. Bildung heisst nicht einfach Anhäufung von Wissen, Können und Information. Bildung ist mehr. Im Sinne der modernen Pädagogik ist es die bewusste Anregung der kindlichen Tätigkeit, sich in seinem Umfeld etwas anzueignen. Was Not tut ist somit nicht in erster Linie eine frühere, sondern eine andere Bildung. Sie definiert Vorschule und Kindergarten nicht als Familienersatz, sondern als Bildungseinrichtungen. In ihnen werden kognitive Fähigkeiten und andere Vorläuferfertigkeiten entwickelt und gefördert und freies Spiel und strukturiertes Lernen nicht als Gegensätze betrachtet.

Dies ist jedoch leichter gesagt als getan. Denn in unserer Gesellschaft gibt einen relativ vehementen Widerstand gegenüber dem Ansinnen, die ‚Bildung‘ auch in der frühen Kindheit zu verankern. Er ist etwa so gross wie damals, als man Schulen zum ersten Mal mit ‚Qualitätssicherung‘ und ‚Evaluation‘ konfrontierte. Worin diese Ablehnung liegt ist offensichtlich und auch verständlich: Wer von uns verbindet Bildung nicht sofort mit Schule, Schule mit Leistungsdruck und Leistungsdruck mit schlechten Erinnerungen an Zeugnisse, Elternschelte und Misserfolg? Das ist fatal. Nur zu gut wissen wir, dass Kinder und ganze Familien an der Schule leiden, und dass dies sowohl für weniger, aber auch für hoch begabte Kinder gelten kann. Bildung und Lernen haben seit

Generationen einen üblen Beigeschmack. Deshalb ist verständlich, wenn die Angst vor der Verschulung der frühen Kindheit Überhand gewinnt. Und es leuchtet auch ein, dass Eltern und Lehrpersonen Bildungsansprüche möglichst bis kurz vor Schuleintritt vom Kind fernhalten und es eher in seinen sozialen, emotionalen und motorischen Fähigkeiten fördern. Ist denn eine glückliche Vorschulkindheit nicht eine Zeit ohne kognitive und intellektuelle Herausforderungen?

Nein, denn frühkindliche Bildung ist etwas ganz Anderes: Es geht nicht um eine Zielsetzung, nach der das Kind gemäss den Vorstellungen der Gesellschaft schon in frühen Jahren auf die Verfahren schulischen Lernens ausgerichtet werden soll. Es geht auch nicht einfach darum, das Potenzial der Kinder frühzeitig in Englisch- oder Chinesisch-Kursen zu entfalten. Andererseits genügen auch solche Vorstellungen von frühkindlicher Förderung nicht, die sich auf Sozialverhalten, Emotionalität und Motorik beschränken. Im Wesentlichen geht es vielmehr um das, wofür auch die Hirnforscher plädieren: um die Gestaltung anspruchsvoller und anregungsreicher Lernumgebungen, in denen die Kinder alle Sinnesorgane brauchen und ihre Lerndispositionen entwickeln können. Dazu gehört etwa die Förderung des Sprachverständnisses, der Gewandtheit im Umgang mit Grössen und Relationen, der natürlichen Beobachtungsgabe durch Einordnen oder Begreifen von Naturphänomenen, der Grundlagen für systematisches Lernen des Lernens, der Grob- und Feinmotorik, der Fantasie und Kreativität über Musik und Kultur sowie die Förderung der sozialen Einbettung. Wir müssen unsere Skepsis gegenüber intellektueller Förderung überwinden, aber daran festhalten, dass frühkindliche Bildung nicht einem externen Leistungsdenken unterworfen werden darf.

In der internationalen Diskussion um die frühkindliche Bildung kann die Schweiz kaum mithalten. Dies zeigt sich in beeindruckender Weise auch in den Ausgaben für den Elementarbereich. Laut OECD sollten sie 1% Prozent des Bruttosozialprodukts eines Landes umfassen. Mit 0.2% bleiben wir jedoch weit unter der Hälfte dessen, was Deutschland und Schweden (je 0.59%) ausgeben oder unter einem Viertel der Aufwendungen von Norwegen (0.8%). Dass diese Länder jedoch richtig liegen, verdeutlicht eine volkswirtschaftliche Studie – ausgerechnet aus der Schweiz. Die so genannte «Zürich-Studie» des Sozialdepartements weist eine hohe Bildungsrendite durch Investitionen in den Vorschulbereich nach. Sie zeigt auf, dass jeder Franken, der in eine Kindertagesstätte investiert wird, volkswirtschaftlich gesehen vier Franken an Nutzen abwirft (höhere Erwerbsbeteiligung der Mütter, höhere Geburtenrate, vermiedene Sozialleistungen später im Leben, positive Sozialisations- und Integrationseffekte auf die Kinder).

Es bleibt für uns viel zu tun zur Frage der frühkindlichen Bildung. Sie ist ein entscheidender Bestandteil eines zukunftsfähigen Bildungssystems und gleichzeitig eine wesentliche Voraussetzung für Chancengerechtigkeit am Start des Bildungsweges. Die frühkindliche Bildung muss deshalb zur ersten Bildungsstufe werden, nicht bloss zum unverbindlichen Beginn, sondern zur alles tragenden Basis. Kinder müssen erzogen und betreut werden, aber sie sollen in den ersten sechs Lebensjahren auch Bildung erfahren und gezielt lernen. Des-

halb ist frühkindliche Bildung keine isolierte Aufgabe der Familie und der vor-schulischen Institutionen, sondern des gesamten Bildungssystems. Damit ein-her geht jedoch auch die Aufgabe, der Trennung von Betreuung, Erziehung und Bildung entgegenzuwirken. Nur so gelingt es, die Folgen von Ungleichheit und Instabilität zu kompensieren. Diesen Aspekt hat die Diskussion um Kin-derkrippenplätze dann vernachlässigt, wenn davor gewarnt wird, dass die Schweiz keine «Super-Nanny» brauche.

Dies sind einige Anmerkungen, die hoffentlich eine bildungspolitische Debatte weiter anregen. Trotzdem gilt es, in dreierlei Hinsicht realistisch zu bleiben, denn viele der international verfügbaren Statements und Positionspapiere scheinen etwas gar enthusiastisch: Erstens kann Bildung nicht wie ein Medi-kament verabreicht werden. Deshalb ist das Ausstellen von Rezepten à la hol-ländischem, finnischem oder kanadischem Modell wenig sinnvoll. Wenn wir eines der Modelle eins zu eins übernehmen wollten, würde dies nicht zum Er-folg führen. Wir haben eine andere historisch gewachsene Bildungs- und Fami-lienstruktur und nicht die gleiche Sicht auf Kinder. Zweitens wäre der Glaube daran, dass früh geförderte benachteiligte Kinder später keine Schwierigkeiten mehr hätten, ein blauäugiger. Chancengleichheit in dem Sinne, dass Kinder die gleichen Entwicklungsstände erreichen, kann man nicht erzielen. Kinder mit günstigen Voraussetzungen entwickeln sich schneller. Das ist auch richtig so. Nur darf dies uns nicht daran hindern, dem langsam lernenden Kind die besten Förder- und Entwicklungsmöglichkeiten angedeihen zu lassen. Drittens sollten wir uns davor hüten, immer nur von frühkindlicher Bildung und ‚Zukunftsori-entierung‘ zu sprechen. Wer weiss denn schon, welche Kenntnisse und Kompe-tenzen unsere Kinder in zwanzig oder dreissig Jahren brauchen, um dann in der Zukunft bestehen zu können? Es zählt ebenso die Gegenwart. Nicht zufällig hat Janusz Korczak vom ‚Recht des Kindes auf den heutigen Tag‘ gesprochen, von der Kindheit im Hier und Jetzt. Was uns somit bleibt – eben gerade, weil die Kinder unsere Zukunft sind – ist, alles daran zu setzen, dass sie vom ersten Tag an, ohne Rücksicht auf ihre Herkunft, so gefördert werden, dass sie sich kreativ und ihrem Potenzial entsprechend entwickeln können. Darin liegt unsere Ver-antwortung: die Kinder auf Aufgaben vorzubereiten, die weder sie noch wir voraussehen können. Dies ist der Sinn frühkindlicher Bildung.